

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

N. 45. 1887.

Herzensrathsel.

Novelle

von

E. Merk.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gertrude sah genau, wie verführerisch schön der junge Offizier war, welchen Zauber die Natur diesem Manne verliehen hatte, der da mit bebenden Lippen die Arme nach ihr ausbreiten wollte; zugleich aber ging's trotz aller Angst, aller Beschämung, aller Verwirrung wie ein Jauchzen durch ihre Seele, denn plötzlich hatte sie die langgesuchte Klarheit gewonnen, plötzlich wußte sie's, was sie seit Monaten zu wissen verlangte: sie hatte kein Fünkchen Liebe für diesen Mann.

Blitzgleich war ihr die Erleuchtung gekommen in dem Augenblicke, da sich der heitere Gesellschafter in den begehrenden, Liebe fordernden Mann verwandelt hatte, ein Grauen hatte sie erfaßt, da er sie küssen wollte, tiefe Scham über den Leichtsin, der frevelhaft mit einer dunklen Nacht gespielt; nun kam ihr die Reue und eine wehmüthige Rührung, daß sie ihm wehe thun müsse. Aber über alledem stand doch ein Gefühl unsäglicher Befreiung.

Der junge Mann, welcher nicht ahnen konnte, was in der Seele des Mädchens vorging, starrte ihr überrascht in das bleichgewordene Antlitz, als sie sich nun plötzlich mit einem stolzen Ausdruck vor ihm aufrichtete und mit ganz verändertem Tone sagte:

„O, verzeihen Sie mir!“

Fast bittend stand sie vor ihm und doch war ihr alle Sicherheit zurückgekehrt, und es lag ein Etwas in ihrer Stimme, das ihm die Arme sinken machte.

„Ja, verzeihen Sie mir, daß ich diesen Augenblick für uns Beide herankommen ließ! Ich habe ja geahnt seit geraumer Zeit, daß Sie mir gut seien, habe es geahnt, daß Sie es mir sagen würden. Ich hätte es nicht so weit kommen lassen sollen, aber gewiß, Herr Lieutenant, nicht aus Kofetterie, nicht aus Eitelkeit allein habe ich geschwiegen; ich glaubte nämlich wahrhaftig, besonders nach dem Abschied, daß ich Ihre Liebe erwidere!“

„O Gertrude, ich habe es ja gewußt! Ich sah es an Ihren Augen, daß Sie mir gut seien!“

„Dann haben meine Augen gelogen, Herr Lieutenant! Denn heute, in dieser einsamen Stunde ist mir's klar zum Bewußtsein gekommen, daß ich Sie nie geliebt habe, nie lieben werde, denn die echte Liebe ist nicht heiter; sie kommt nicht in Lachen und Sonnenschein, sondern in tiefem Ernste wie ein Schicksal, wie eine hohe, göttliche Macht. Vielleicht haben Sie Recht, daß ich ein Kind gewesen bis zu diesem Augenblick, daß ich erst jetzt das tiefste Räthsel des Lebens verstehen lernte.“

Kurt stand mit düsteren Blicken vor ihr; eine Weile erfaßte ihn der wilde Gedanke, sie gegen ihren Willen an die Brust zu drücken, ihr mit Gewalt die Küsse zu rauben, nach welchen er verlangte. Aber sie schaute ihm mit so furchtloser Ruhe, so wehmüthig und bittend in's Gesicht, daß er nicht wagte, sie zu kränken.

„O Kurt, seien Sie gut!“ flehte sie mit sanfter Stimme. „Sehen Sie, unsere Wege gehen von heute ab wohl weit auseinander, wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen werden. Verderben Sie uns die Erinnerung nicht an die frühlichen Stunden, die wir zusammen verlebte! Gewiß, ich will an Sie denken wie eine Schwester, und wenn Sie mir einmal sagen oder schreiben, daß Ihnen ein großes, schönes Glück geworden, viel größer, viel schöner, als ich thörichtes Mädchen es Ihnen hätte gewähren können, dann wird sich Niemand in der Welt freuen wie ich.“

Sie wollte ihm die Hand reichen, aber er schaute noch immer in finsternem Troste auf den tiefgrünen, durchsichtigen Eisboden nieder. Ganz tief in seinem Innern vernahm er freilich eine Stimme, welche ihm sagte, daß in diesem räthselhaften Mädchen, das er bis jetzt nur so ausgelassen lustig gekannt und das doch plötzlich mit so nie geahntem Ernste sprach, eine Seele wohne, die ihm ewig fremd bleiben, an der

er nie Theil nehmen, die ihm nie angehören würde, daß er mit all seiner Liebe dieses Mädchen nie voll und ganz zu beglücken vermöchte. Diese ihm plötzlich aufdämmende Ahnung von einer unüberbrückbaren Verschiedenheit ihrer beiden Naturen legte sich ihm wie ein schmerzlicher Trost auf das Herz; aber von seinen Lippen klang noch tiefe Erbitterung, als er nun erwiderte:

„Schwesternliebe versprechen Sie mir, Fräulein Gertrude! Sie meinen es gut vielleicht! Sie haben keine Geschwister! Aber ich habe eine Schwester, ich weiß, was Schwesternliebe bedeutet!“ Er lachte bitter.

Das gelbe Lachen schnitt durch des Mädchens Seele.

„Ach, Kurt,“ erwiderte sie und es schimmerte feucht in ihren Augen, „was kann ich Ihnen denn sagen, als daß es mir so von Herzen leid thut, daß ich den Irrthum tief beklage und wahrlich um Ihre Willen wünsche, Sie hätten mich an jenem Morgen nicht von dem Felsen weggeholt!“

Er schaute zu ihr auf, er sah die Thränen in ihren Augen glänzen und plötzlich ging's wie ein Leuchten über sein Gesicht und er rief in tiefer Rührung: „Nein, Gertrude, bei alledem, es war doch schön, daß ich Ihnen begegnet bin.“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und drückte sie. Das war die stumme Versöhnung. Schweigend nahm Gertrude ihren Platz auf dem Schlitten wieder ein, Schweigend fuhren sie weiter. Die Damen und Herren, welche mit boshaft lächelnden Augen die Beiden herankommen sahen, ahnten wohl nicht, welche ernste Gefühle und Gedanken die e frischen, jungen Menschenkinder bewegten. Der Lieutenant gab sich Mühe, sein Abirren vom Wege zu entschuldigen. Gertrude sagte kein Wort, auch nicht zu Albertine, die ihr mit vorwurfsvollem Gesicht entgegenkam; ihr war die Geselligkeit wie eine schwere drückende Last, sie sehnte sich nach ihrem einsamen Stübchen oder auch nach einem Alleinsein da draußen am öden Ufer; aber sie mußte stillstehen und plaudern und zuhören unter diesen Mädchen und Müttern, die sie mit mißliebigen Augen betrachteten: man hatte ihr die Aufmerksamkeit des hübschen Offiziers nicht verziehen; sie bemerkte das erst jetzt, und jenes drückende Gefühl der Vereinsamung mitten in einer heiteren Gesellschaft kam über sie. Sie erschrak daher wie bei der schlimmsten Nachricht, als auf die Mahnung des Fährmanns, der mit der Gesellschaft vom anderen Ufer herübergekommen: „Es fange zu schneien an und die Herrschaften müßten auf der Stelle aufbrechen oder hier bleiben,“ der allgemeine Entschluß gefaßt wurde, die Nacht auf der Insel zuzubringen und erst am nächsten Morgen vom nahen Westufer aus auf Schlitten nach der Bahn zu fahren. Die Damen stimmten voll Entzücken für diesen Plan, und Gertrude, welche die schwächsterne Einwendung wagte: ihre Mutter würde sich ängstigen, wurde von allen Seiten überstimmt. Sie wußte selbst nicht, warum ihr dieses Verweilen auf der Insel einen solch' bangen Druck auf dem Herzen verursachte, als ginge ihr Lebensglück in Trümmer, wenn sie heute nicht heimkehrte; es war nicht bloß das Unbehagen, dem Manne, den sie so tief gekränkt, noch einen vollen Tag durch ihre Nähe nahe zu thun, es war auch eine dunkle Ahnung, als würde Theodor ihr Verbleiben niemals verzeihen, die sie nicht los werden konnte. Unbemerkt schlich sie aus dem Zimmer und schaute draußen auf die trüb gewordene düstere Ferne, die nun ganz erstarrt und todt das kleine Stückchen Land umschloß, auf das öde, tiefe, traurige Grau ringsum. Sie erschien sich wie eine Verbannte.

Da sah sie am Ufer den Fährmann, der einen großen Schlitten mit grober Decke belegte, mit einigen Kisten und Körben besackte und sich sichtlich zum Wegfahren anschickte. Sie sprang den schmalen Weg zu dem Ufer hinab. „O, nehmen Sie mich mit!“

Der alte Fährmann, der sich schon den groben Mantel über die Schultern geworfen hatte und sich mit seinem weißgefrorenen langen Bart wie ein Reder der Vorzeit aus dem Nebelgrau abhob, lachte erst, als scherzhaft das Fräulein nur; doch nachdem er ihren festen Entschluß kennen gelernt und sie ihn mit freundlichen Worten und dem Versprechen eines Trinkgeldes sehr milde gestimmt, setzte er sich bereitwillig auf dem Schlitten nieder und zündete seine Pfeife wieder an, um zu warten, bis sie Mantel und Hut geholt.

Als Gertrude in's Saßzimmer zurückkehrte, war es leer, die Damen überwachten die Vorbereitungen zu dem improvisirten Nachtlager und helles Mädchenlachen klang durch das Haus. Im Nebenzimmer saßen rauchend die jungen Herren bei einer Bowle und sie hörte auch Kurt's Stimme in dem Gemisch des heiteren Gesprächs.

„Er wird sich trösten!“ sagte sie fast mit einem Anflug von Gebräuntheit vor sich hin.

Es war nicht leicht, aus dem Kräuel von Garderobestücken die Tücher und Umhüllungen hervorzufinden; endlich war sie aber gerüstet, hatte auch an Albertine, welche vorher ihre Frage, ob sie nicht lieber heimkehren wollten, entschieden verneint, ein entschuldigendes Billet geschrieben und dasselbe der Kellnerin übergeben.

Sie stand am Ufer, der alte Fährmann nahm die Pseife aus dem Mund, steckte sie bedächtig ein, zog den Hut tiefer in die Stirne, ein Ruck und sie war allein mit ihm auf dem todesstillen See. Bis jetzt hatte die selbstständige Handlungsweise, zu welcher sie als junges Mädchen ja selten Gelegenheit hatte, sie so aufgereggt, daß sie nur an ihr Waagniß der Gesellschaft gegenüber dachte, jetzt erst fühlte sie, daß sie noch größeren Muth brauche, um in dem Schneesturm nicht zu zagen. Der Wind ächzte so traurig, der See dröhnte und krachte wie fernes Donnernrollen; ringsum war nichts zu sehen, als die dichten, wirbelnden Flocken, welche schon die ganze Fläche bedeckt hatten, die wie eine weiße Mauer sich von allen Seiten herabsenkten, immer dichter und dichter, als wollten sie alles Lebende erdrücken. Dazu erzählte der alte Begleiter ununterbrochen von all' den Menschen, die hier im Winter schon den Tod gefunden, von den breiten, klaffenden Sprüngen im Eis, welche so große Gefahr brächten, besonders in der Nacht oder beim Schnee, wenn die Tannenbäumchen, die sie kennzeichnen, nicht mehr zu unterscheiden sind.

Mit Bittern hörte Gertrude das Krachen des Eises, das dumpfe Grollen des gefangenen Sees. Die Fläche, welche ihr im Sonnenschein so freundlich und gefahrlos erschienen war, umstrickte sie mit all' ihren Schrecken; der Schlitten glitt nur noch langsam dahin und mit jeder Sekunde mehrte

sich ihre Todesangst; nicht daß sie sterben sollte, schien ihr so entsetzlich, aber daß ein ewiges Schweigen ihren Mund versiegeln könne, ehe sie ausgesprochen, was ihr so heiß auf dem Herzen brannte, das quälte sie unsäglich. Zum ersten Male fühlte sie's, wie schauerlich nah die Hand des Todes in's blühende Leben hereinragt; sie lernte die Tragik des Daseins verstehen, lernte verstehen, daß es ein Höheres im Leben gibt, als lachen und lustig sein, daß nur das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung über alle Schrecken emporzuheben vermag.

Nie war ihr Herz so voll von guten, edlen Entschlüssen gewesen, und in mancher Stunde ihrer Zukunft hat sie jenes heißen Schwures auf der todesbangen Fahrt gedacht.

Erlöst stand sie endlich am Ufer und schüttelte dem alten Manne die Hand; aber ganz geborgen, ganz heimlich war's ihr erst zu Muth, als sie neben der Mutter am Sopha saß und allen Frost von außen und innen fortwärmte am heimathlichen Ofen. Die Hängelampe über dem Tisch, der singende Theekessel, der tickende Regulator, das trauliche Knistern der Flamme, es schien ihr Alles wie ein lange verlorenes, wiedergefundenes Glück, und es war ihr zu Muth, als sei sie ebenso viel Monate als Stunden von hier fortgegangen, als sei sie alt geworden, alt und weise an diesem einen Tag.

Ueberquellende Bärtlichkeit erfüllte ihr Herz, als die Mutter ihr so besorgt die Hände wärmte und den Thee zuckerte, und sie rief mit mehr Liebe, als sie der Mutter seit langem gezeigt: „Liebes, liebes Mütterchen, bist lange wieder allein gewesen! Aber gewiß, ich gehe jetzt auch nicht mehr fort von Dir!“

„Ich werde mich schon an's Alleinsein gewöhnen müssen, Kind!“

„Warum, Mama!“

„Nun, ich habe mir's heute, als ich so still bei der Arbeit saß und der Schnee so lautlos niederfiel, recht lebhaft vergegenwärtigt, wie's in der Zukunft sein wird. Du wirst als Frau eines österreichischen Offiziers von einer Garnisonsstadt des weiten Reiches zur anderen ziehen müssen und mir ab und zu einen Brief schicken, zuweilen vielleicht auch einen sehnsuchtsvollen, wenn Du gerade in einem recht abscheulichen Neste steckst; Niemand kümmert sich dann mehr um die alte, stille Frau in ihrem Wittwenstübchen; der Professor, der mir schon wie ein Sohn lieb geworden war, reist in einem anderen Welttheil, in Asien oder Afrika umher, und ich kann von ihm in der Zeitung lesen, oder bekomme vielleicht noch aus alter Zuneigung zu Neujahr eine Postkarte, die viele Stempel trägt und die mir sagt, daß ihn die Wilden noch nicht umgebracht, das Fieber noch nicht aufgezehrt hat!“

Gertrude, die schon bei den ersten Worten aufgehört hatte, den Thee zu schlürfen, sprang nun in jähem Schrecken empor.

„Wer hat Dir gesagt, daß er fortgehen wird? Hat er es Dir gesagt? O Mama, warum erzählst Du mir von alledem kein Wort? Warum hast Du mich so ganz allein gelassen in den letzten Wochen?“

„Weil ich es Theodor versprochen hatte mit festem Handschlage, daß Du frei Deinem Herzen folgen solltest, er bat mich um das Wort, ich gab es ihm, weil ich fühlte, daß er nur Billiges verlangte, wenn er von der Frau, an welche er sein Schicksal kettete, auch frei und voll geliebt sein will. Soll ein Mann wie er um die Laune eines kindischen

Mädchens werben, soll er sich in einen Wettkampf begeben, in welchem am Ende dem besseren Tänzer, dem heitereren Gesellschafter der Sieg zufällt? Nein, das wäre seiner unwürdig gewesen. Was geht ihm verloren, wenn die Laune sich wider ihn dreht? Und wenn dies kindische Mädchen auch sein ganzes Glück wäre, für ihn ist das Leben nicht bedeutungslos ohne Herzensglück! Es gibt Ziele für seinen Ehrgeiz, gibt ein reiches Feld für seinen Geist, die Wissenschaft hat dann einen Priester mehr gewonnen, der ihr allein angehört.

Das kindische

Mädchen selber, für welches das Dasein keinen Sinn besitzt, wenn sie das rechte, wahre Glück nicht gefunden, das sollte freilich genauer hinsehen und schärfer prüfen. Aber die Jugend schaut die Zukunft mit anderen Augen an als wir, und auch die Mutter hat keine Macht über das Herz ihres Kindes. Darum habe ich gelobt, zu schweigen, und ich schweige!“

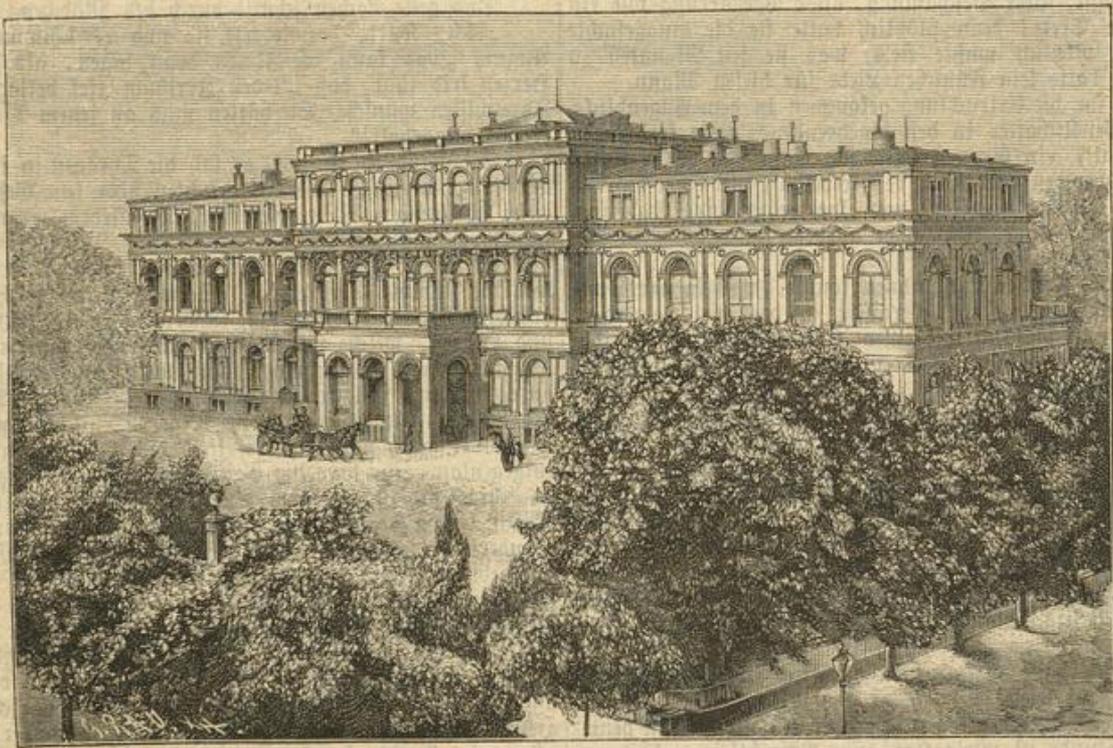
„Nein, Mutter, Mutter, sprich!“ rief Gertrude, die mit tiefer Erschütterung den ernstesten Worten gelauscht hatte. „Wann hat Dir Theodor gesagt, daß er fortgehen würde, wird er sich an einer Expedition betheiligen? Hat er sich entschieden, ohne — ohne mir nur ein Wort zu sagen?“

Sie hatte den Arm der Mutter ergriffen und sah ihr angstvoll in die Augen.

„Er kam heute; vielleicht hätte er Dich um Deine letzte Entscheidung gebeten, wenn Du zu Hause gewesen wärest, denn morgen muß er sich binden für lange Jahre. Ich konnte ihm nur mittheilen, daß Du vergnügt gewesen in den letzten Wochen, daß Du gerne fortgegangen wärest zu dem winterlichen Ausflug, zu welchem er besorgt den Kopf schüttelte.“

„Er war besorgt um mich! Also hat er mich doch noch lieb, Mama!“ rief Gertrude und schlang die Arme um den Hals der Mutter.

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Palais in Darmstadt. (S. 180)



Arfus auf dem Schelterhaufen. Originalzeichnung von A. Zid. (S. 180)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das neue Palais in Darmstadt. (Mit Bild auf Seite 178.) — Der regierende Großherzog Ludwig IV. von Hessen bewohnt in Darmstadt nicht das alte Residenzschloß, sondern das sogenannte neue Palais an der katholischen Kirche, von dem wir auf Seite 178 eine Ansicht bringen. Das im italienischen Renaissancestyle gehaltene Palais wurde im Jahre 1863 nach den Entwürfen des Baumeisters Konrad Kraus aus Mainz für den Prinzen Ludwig von Hessen (den gegenwärtigen Großherzog) und seine Gemahlin Alice auf dem Grunde des früheren botanischen Gartens erbaut, welchen Großherzog Ludwig III. zu diesem Zwecke überlassen hatte. Es ist im Innern mit englischem Comfort eingerichtet, und wurde am 17. März 1866 von der Familie des Prinzen bezogen, welche bis dahin in einem kleinen bürgerlichen Hause neben den Eltern des Prinzen gewohnt hatte. Das stattliche Palais steht mit der Fassade nach Westen in einem schönen Park mit schattigen Bäumen, einem weiten Grasplatz und einer schönen Terrasse mit Blumenbeeten.

Krösus, König von Lydien. (Mit Bild auf Seite 179.) — Das kleinasiatische Königreich Lydien erreichte seinen höchsten Glanz unter der Regierung des Krösus (560 bis 548 v. Chr.), der über so unermeßliche Schätze gebot, daß sein Name bis zur Gegenwart als Bezeichnung eines ungeheuer reichen Mannes gilt. Wie wahr aber der weise Solon, der Gesetgeber der Athener, gesprochen hatte, als er dem Könige, nachdem ihm dieser alle seine Schätze gezeigt, warnend zurief: „Niemand, o König, ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!“ sollte der mächtige Lydier nur zu bald an sich selbst erfahren. In einem Kriege gegen den Perserkönig Cyrus unterlag Krösus, wurde nach der Eroberung seiner Hauptstadt Sardes (548 v. Chr.) selbst gefangen genommen und von dem Sieger zum Feuertode verurtheilt. Als er schon auf dem Scheiterhaufen stand, auf dem neben ihm noch mehrere Lydische Knaben verbrannt werden sollten (siehe unser Bild S. 179), da fiel ihm plötzlich der Ausspruch des Solon ein, und mit lauter Stimme rief er dreimal den Namen desselben aus. Cyrus wollte erfahren, was das bedeute, und befahl daher, den schon emporlodenden Flammen Einhalt zu thun und den Gefangenen vor ihn zu führen. Da erzählte ihm Krösus, was ihm der griechische Weise einst gesagt hatte, und dieser Hinweis auf die Veränderlichkeit des menschlichen Schicksals bewog den Perserkönig zur Milde, so daß er dem Besiegten Leben und Freiheit schenkte und ihn sogar als Freund und Rathgeber an seinem Hofe behielt.

Ein Dr. Tanner aus dem Jahre 1684. — Der bekannte Hungerdoktor Tanner hat bereits im Jahre 1684 in Haag Heinrich Stiphont in Harlem einen ebenbürtigen Vorgänger gehabt. Stiphont war im Jahre 1644 geboren und im Jahre 1684 als Wahnsinniger in das Tollhaus nach Harlem gebracht worden. Dort behauptete er plötzlich, er sei der Herr Christus und deshalb wolle er auch 40 Tage und 40 Nächte fasten. Am 6. Dezember 1684 begann er sein Fasten und nahm in der That bis zum 15. Januar 1685 keinerlei Speisen zu sich. Nur Tabak rauchte er und trank Wasser. Jeden Bericht, ihm Nahrungsmittel beizubringen, wies er hartnäckig zurück und begann zu toben und zu rasen, wenn man sein Wasser mit Branntwein oder Fleischbrühe vermischte. Um ihn von seinem unsinnigen Vorhaben abzubringen, schonte man keine Drohungen, ja man ließ sich sogar Unglücklichen zu retten, indem man ihm einen Engel erscheinen ließ, der ihm im Namen Gottes alles Fasten verbieten mußte. Er ließ sich nicht irre machen, sondern beharrte auf seinem Vorsatz und führte ihn durch. An einen Betrug war nicht zu denken, und es war schlechterdings unmöglich, dem Irren, der stets von Wärttern umgeben war, etwas heimlich zuzustecken. Die Thatsache stand fest, er hungerte wirklich 40 Tage und Nächte und hatte am Ende des Fastens nur wenig von seinen Körperkräften verloren. Am 15. Januar des folgenden Jahres 1685, als die 40 Tage um waren, forderte er zu essen, und zwar habe ihm, so behauptete er, Gott befohlen, eine Maisjuppe, von seiner Frau zubereitet, zu essen. Alle Arzneien wies er energisch ab. Eine große Zahl Aerzte aus der Umgegend hatten sich versammelt, um den Wundermenschen zu schauen. Er aß mit so großem Appetite, daß man sich gezwungen sah, ihm die Speisen zu entziehen, doch bekam ihm sein vierzig-tägiges Fasten sehr gut, freilich blieb er wahnsinnig wie vorher. Das Ereigniß machte damals großes Aufsehen, wenn es auch Zeitungen noch nicht in alle Welt tragen konnten, wie man es mit dem Experiment des Dr. Tanner in Amerika gemacht hat. Man schrieb das Gelingen des Vorhabens damals der abtönnpfindenden Wirkung des Tabaks zu. [3.]

Ein Anti-Fluch-Orden. — Nachdem die Zeit der Minnesänger und der feinen höflichen Sitten vorüber war, verwilderten die Manieren des deutschen Volkes ganz außerordentlich. Selbst bis in die höchsten Kreise hinauf befehligte man sich eines Tones, von dem wir gegenwärtig keinen Begriff mehr haben. Kaiser, Könige und Fürsten erließen Verordnungen gegen das Fluchen, das unmäßige Essen und Trinken, gegen das Rausen u. s. w., allein mit geringem Erfolge, denn selbst an den fürstlichen Tafeln ging es nach wie vor toll und roh zu. Um diesem schlimmen Wesen ein Ende zu machen, thaten sich im Jahre 1590 Herzog Wilhelm von Sachsen und dessen Bruder Johannes

mit einer Anzahl anderer hervorragender Fürsten und Herren zusammen und stifteten eine Bruderschaft gegen das Fluchen und Schwören. Die Stiftungsurkunde ist datirt Weimar den 11. Juni 1590, und enthält eine Reihe von Vorschriften, von denen wir kurz folgende hierher setzen: Wer in die Bruderschaft eintritt, erhält als Zeichen einen goldenen Groschen, welcher ständig an einer Schnur getragen und umgehängt werden muß. Die Mitglieder dürfen nicht fluchen und schwören, desgleichen nicht ohne Noth den Namen des bösen Feindes nennen. Alle leichtfertigen, unzüchtigen Worte und Reden sind zu vermeiden. Handelt ein Mitglied dawider, so muß es jedesmal sechs Groschen in die Büchsen zahlen. Diese Strafgebühren werden zum Besten armer nothleidender Menschen verwandt. Wenn ein Mitglied des Anti-Fluch-Ordens betroffen wird, welches sein Denkzeichen, den goldenen Groschen, nicht bei sich trägt, das soll zwei Thaler Strafe zahlen. Der eine Thaler kommt in die Büchsen für die armen Leute, der zweite fällt dem Angeber — der jedoch der Bruderschaft angehören muß — zu. Wer sein Denkzeichen verliert, wegschleudert oder sonst ablegt, muß zwanzig Gulden Strafe in die Büchsen zahlen. Jedes Mitglied des Anti-Fluch-Ordens soll stets mindestens vier Thaler Geld bei sich tragen; bei wem weniger befunden wird, muß einen halben Thaler in die Büchsen geben. Wer in die Bruderschaft aufgenommen wird, muß seinen Namen eigenhändig unter die Stiftungsurkunde setzen und geloben, allen darin aufgeführten Punkten getreulich nachzukommen. Unterzeichnet ist die Urkunde außer den beiden obgenannten Stiftern noch von sächsischen und bayrischen Fürsten, vielen Freiherren, Rittersn u. s. w. Nach dem Jahre 1591 stehen keine Unterschriften mehr darunter. Die Bruderschaft scheint daher bald darauf eingegangen zu sein, ohne daß es ihr gelungen war, das Fluchen und ungebürdige Wesen aus der Welt zu schaffen. [G. Sch.]

Etwas vom General Laudon. — Wer heutzutage durch Oesterreich kommt, kann noch allenthalben die Leute bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten ausrufen hören: „Himmel Laudon!“ wie man anderwärts „Poh Bliß“ u. dergl. ausruft. So populär war der alte Held, daß er heute noch im Munde des Volkes lebt und trotzdem im Oesterreich nicht so dankbar gegen ihn, wie er es verdient hat. Nach dem türkischen Feldzug, wo er sich unvergängliche Lorbeeren geholt, wurde er in den Freiherrenstand erhoben. Sein Armeelieferant Fries aber — wurde Graf! Auf seinem Grabmal liest man: „Weber der Kaiser, noch das Vaterland, sondern die Gattin hat es errichtet.“ W. L.

Ein kurioser Schriftsteller war jedenfalls der Graf v. Wackerbarth, in dessen vor ungefähr sechzig Jahren erschienenen historischen Schriften wir ganz absonderliche Dinge lesen. Nach seiner Uebersetzung erstirt unsere Erde bereits 475,000 Jahre. 20,000 Jahre vor Christi Geburt seien die „Teutschen“ 12 bis 15 Fuß hoch gewesen. „Diese teutschen Riesen konnten Felsen bewegen, Berge versetzen, große Schlossen herabwerfen, Gewitter erzeugen, Blitze und verwüstende Feuersteine auf ihre Feinde werfen.“ — Nach Wackerbarth hat der teutonische Held Teut 36,325 Bücher geschrieben, von denen sich in Hindostan und Orford noch Ueberbleibsel vorfinden. Die „Teutgesagten“ oder Teutschen waren die Lehrmeister der berühmten Ägypter. Selbst von dem König Ninus behauptet der Graf, daß jener ein „Teutscher“ gewesen sei und sein Name herkomme von „Nie! Nie!“ wie „Bacchus“ von „Bauch“, „Prometheus“ von „frommer Teut“, „Orpheus“ von „Urteut“; und so teuteit und deutelt Herr v. Wackerbarth fort, daß man kaum glaubt, wie ein vernünftiger Mensch dergleichen zusammen schreiben konnte.

Bestätigung. — Gausart, Präsident der Rechnungskammer unter der Restauration, galt für so geistig beschränkt, daß man seiner schon sprichwörtlich gedachte. Eines Abends betrat er in dem Augenblick einen Club, als ein Spieler, ärgerlich über sein unglückliches Spiel, ausrief: „Ich bin doch ein wahrer Gausart!“ — „Ein Dummkopf sind Sie!“ rief Gausart beleidigt. — „Das wollte ich ja eben damit sagen!“ entgegnete der Spieler. Kl.

Charade. (Dreifüßig.)

Die Erst' ist ein Metall,
Nicht zwar von hohem Werthe,
Jedoch von großer Härte.
Zwei-Drei sind überall
Als Schmutz den Damen lieb.
Das Ganze jedesmal
Nahm man, sobald man schrieb.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Adolf Nagel.

Auflösungen von Nr. 44: des Silben-Räthfels: Knopfloch; des Bilderräthfels: Harte Jugend gutes Alter, weiche Jugend schlimmes Alter.

Alle Rechte vorbehalten.

Berlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Ettstatt.

